

Abend -



Zeitung.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

46.

Donnerstag, am 22. November 1849.

Die Burschen-Aneipe.

Dramatische Scene.

Rechts ist das Gasthaus zum Nebstock, links ein großer, runder Tisch unter dem Apfelbaum. Anmuthige Fernsicht nach der Stadt. Am Fuße des Berges liegt das Dorf.

Der Wirth und Mädschen.

Wirth.

Der Sal wär' festlich decorirt,
Nun decorire auch Dein Angesicht
Zu dieses Tages heitrem Fest!
Im Lächeln blühe Deine Lieblichkeit,
In Deinen Augen laß Dein Herz
Vor Freude schlagen und mit Scherz
Und kluger Antwort laß des Geistes Funken
Wie neckend Irrlicht durch die Reihen hüpfen!
Ein heiteres Gesicht und klugen Sinn
Liebt der Student an seiner Kellnerin,
Er kneipt des Wirthes billigen Wein
Und in die Wange mein theures Töchterlein!

Mädschen.

Das muß sehr sanft geschehen sein!

Wirth.

So ziemt es auch der klugen Kellnerin.
Das freudighelle Angesicht
Sei lockend wie des Wirthes Gasthauschild

Und wie ein Spiegel glatt, in dem
Des Gastes heitre Laune sich
Liebäugelnd gern beschauen mag!
Doch sieh! Am grünen Bergeshang
Klimmt schon Herr Ambros zu uns auf,
Jetzt bückt er sich, wahrscheinlich ist
Es eine seltne Pflanze, ein Insekt,
Was seinen Blick zur Erde zieht,
Denn alle kennt er und mit Namen!
Ich kenn' die Namen meiner Gäste wohl
Und wer noch sonst im Städtchen angesehen ist
Und war, denn viele sind hinüber
Und fünfunddreißig ganzer Jahr
Bin ich der Wirth vom Nebstock; schöne Zeit —!
Wie viele liebe Namen sind
In jenes Tisches Tafelrunde
Seit alten Zeiten eingeschnitten worden!
Wie mancher junge Bursch fand seines Vaters
Höchsteigne Handschrift auf des Tisches Blatt!
Auch des Herrn Ambros alter Vater
Frank jung im Schatten meines Apfelbaumes;
Ach! welche Namen tauchen auf in mir
Und was könnt' ich erzählen
Aus alter Burschen fröhlicher Zeit! —
Ich und der Apfelbaum sind alt geworden
Und wenn der da im Blüthenschmuck
Sein Haupt im Abendwinde wiegt,
So meine ich, er sinne nach und schüttele
Mit Wehmuth seine alten Nester.
Gedenk' auch ich im Lenz vergangner Zeit
Dann schüttele ich mein weißes Haar,

Denn liebe Namen wehten aus der Welt,
Sie fielen wie des Baumes Blüten;
Und ruhen in der Erde Schooß! —

(Man hört in der Ferne Gesang.)

Hörst Du die Stimme und sein Lied,
Er ist stets lustig und von heiterem Gemüth,
Ich geh' in's Haus, bewillkomm' ihn.

(Röschen winkt, im Hintergrunde erscheint Ambrosius,
singend.)

Lockt mich doch mit grünem Finger
Schon der Rebstock freundlich her
Warum winkst Du
Eile zu?

Giebt's im alten Bärenzwinger
Keine alten Becher mehr?

Röschen (grüßend).

Gh' Herr Gott die süße Traube
Geben an den Noah hat,
War's zuvor am
Arbenthor,

Daß dem alten eine Traube
Bracht des Delbaums Friedensblatt!

Wirth

(aus dem Fenster, das Käpfel lüftend).

Sagt ihm, daß er sitzen bleibe
Und gar bald auf's trockne kam',
Daß Burgunder
Munter er

Vor dem-Kasten Abends kneipe,
Wenn recht fromm er sich benähm'!

Ambrosius.

Weil es denn der Herr befohlen,
Hole mir Burgunder her,
Herz ist schwer
Und Beutel leer,
Eile auf den leichten Sohlen,
Denn die Sonne sinkt in's Meer!

(Setzt sich unter dem Apfelbaum. Röschen bringt den
Wein. Ambrosius, eine Rose aus dem Knopfloch
nehmend):

Am Strauche, wo ich's Röschen brach,
Erblühten stillerröthend viele Knospen,
Auch hier seh' ich auf Deiner Wange
Verchämter Knospen Menge blüh'n
Und gern geb' ich das Röschen diesem Röschen,
Wird's gleich beschämt von Deiner Anmuth!

Röschen.

Ihr wißt doch immer, was Ihr sagen wollt,
Auf eine solche Art zu sagen,
Daß man erröthen muß;
Verzeiht, mich ruft die Pflicht in's Haus!

Ambrosius (allein).

(In's Thal schauend.)

Des Friedens grünes Feierkleid
Liegt auf der Landschaft ausgebreitet
Und Freude spendet rings der Lenz;
Die Erde sängt der Sonne goldne Saat
Wie Danaë in ihrem Schooße auf
Und liebt wie eine Jungfrau,
Ob sie auch tausend Mal schon Mutter war! —
Wie still ist die Natur als feire sie,
So traulich fällt der Schatten auf das Land,
Der Bach fließt ruhig und des Windes Hauch
Schwimmt spielend auf der blauen Welle;
Schon ziehet leise Dämm'ung um's Gebirg
Und in das Dorf der Abend ein; grad steigt
Der Rauch empor, ein günstig Wetterzeichen!
Und jedes Haus winkt heimathlichen Gruß. —
Daß mit dem Lenz nicht der Friede ging
Aus deutscher Heimath! —

So aber sank die Dämmerung um uns
Und Nacht auf Nacht nollt' unsres Geistes Licht
In dunkle Träume bannen, doch der Morgen kam,
Sein rosig Licht macht glühen unsre Berge;
Der Freiheit frischlebend'ger Hauch
Steigt aus der Völker Herzen in
Des Himmels Blau wie Opferrauch und sucht
Des Gottes Schutz und Hilfe; wallend pflanzt
Die Hoffnung ihr Panier und Freiheit ist
Die Seele unsrer Zeit! —

O Deutschland!

Mein starkes, schönes Vaterland,
Du größtes Reich, soweit Gessittung blüht
Auf Erden! Hebe Dich empor zur Einigkeit
Und Freiheit und die Macht ist Dein
Und Deiner Feinde Zahl
Fliehet wie der Staub, wenn Gott im Donner spricht!

Gesang aus der Tiefe.

Am Baume der Erkenntniß haben wir gegessen,
Der mitten drin in Gottes Garten stand,
Doch vom verbotnen Baume keine Frucht gegessen,
Wie auch die Schlange schlau den Baum umwand;
Der Tag der Prüfung ist vorüber und gefunden
Und unser ist der Erde Paradies,
Wir halten Dich und wenn in abertausend Wunden
Der Cherub mit dem Flammenschwerte stieß!

(Gesang schweigt.)

Ambrosius (aufstehend).

Die Freunde nah'n!

(Studenten gehen über die Bühne, freundliche Be-
grüßung.)

Bastian der Fuchs (sich nähernd).

Gott grüß Dich, altes Haus!

Ambrosius.

Dir ist wohl sehr wohl?

Bastian.

Ach! so wohl
So wonniglich und selbstzufriedenheit
Wie jener weißen Wiegekage,
Die auf dem Dache sitzt beim Abendschein,
Sich ihre Krallen beißt und mit
Dem sammtnen Vöfchen dann so sanft
Sich selber um den Bart 'rumgeht! —

Ambrosius

(um sein Kinn streichend).

Da ist der Weg nicht weit bei Dir
Auf Deiner Wange blüht der Jugend Rose
Noch ohne Dornen —

(Man hört den Gesang des Landesvaters aus dem
Kebstock.)

Aber geh!

Schon stimmen sie zum Lied die Kehlen,
Es darf der Fuchs nicht beim Commerce fehlen!

(Bastian in's Haus.)

Ambrosius.

Wo nur der Mahnenberg so lange säumt,
Schon dämmert's mächtig und der Mond
Er gießt sein magisch Licht durch's Weingelände —
Er wollte Nachricht bringen, sollte — horch! er
kommt!

Mahnenberg tritt auf:

(feierlich.)

Das deutsche Vaterland in allen Gauen
Erwacht; ein goldnes Morgenroth steht als
Prophet am Thor des Ostens, Wolken flieh'n
Vorn Angesicht der Sonne, freier athmet
Die Erde und der Himmel öfnet sich;
Die Herzen alle schlagen ihr entgegen,
Laut jauchzend grüßen sie die Lippen alle,
Die Freiheit steigt von unsren Bergen in
Das deutsche Land, frei soll'n die Deutschen sein!
Den Geist der Zeit zwingt keine Erdenmacht.
So wahr die Sonne dieser Morgenröthe
So wahr folgt Freiheit für das Vaterland,
Hier trügen keine Zeichen oder Worte,
Die Deutschen werden sprechen durch die That!

Ambrosius (ihm die Hand reichend).

So laß uns schwören unsres Vaterlands
Getreue Söhne immerdar zu bleiben,
Sei's Leben oder Tod; ein Siegesfranz
Winkt uns und ohne ihn ist todt das Leben
Und wär's nicht anders, sind wir frei im Tode!

(Sie gehen in's Haus.)

Waldemar Schier.

Jenny Lind und der Maler.*

Jenny Lind war kürzlich in Paris. Sie hatte mit einer ihr befreundeten älteren englischen Dame in den elysäischen Feldern eine freundliche Wohnung bezogen, wo sie ungestört von den Anstrengungen ihrer Leistungen in England sich erholen konnte. Mit Ausnahme Meyerbeer's und einiger Freunde hatte sie keinen Umgang. Sie war bei ihrer Ankunft sichtlich angegriffen, verspürte aber schon nach einigen Tagen den wohlthätigen Einfluß eines ruhigen Lebens in stiller Abgeschiedenheit. Sie singen hören ist ein großer Genuß, ein größerer, sie in traulichem Gespräch zu hören, und eine wahre Seelenerhebung, die Thaten ihres Gemüths zu erleben. Ein solches Erlebnis aus ihrem letzten Hiersein, in welchem der Seelenadel und das künstlerische Zartgefühl der gefeierten Sängerin in anmuthigster Natürlichkeit hervortraten, ohne daß sie selbst eine Ahnung davon hatte, nur ihrer Umgebung sichtbar, die Verklärung sittlicher Schönheit ihr Haupt umstrahlte, möchte ich mittheilen aus eigenem Herzensdrang, und zur Erquickung Vieler in dieser zerrissenen Zeit; aber bequem, das heißt mit einiger Ausführlichkeit, wenn ich den Eindruck, den der Vorfall auf mich machte, treu wiedergeben soll. Und doch trage ich Bedenken. Werden mir unter der politischen Befangenheit der Geister, bei dem stürmenden Anlauf politischer Tagesberichte aus allen Theilen der Windrose Ihre Spalten offen stehen zu einer einfachen Künstlergeschichte? Ich hoffe es, und erzähle.

Ein ausgezeichnete, rühmlichst bekannter nordischer Künstler (ich verschweige seinen Namen), ein Maler, der gegen das Ende des Jahres 1847 hier eingetroffen, und dem sich bei Hofe in der hiesigen Kunstwelt unter sehr günstig sich fügenden Umständen in kürzester Zeit eine glänzende Zukunft eröffnet, hatte sich durch die Februarrevolution um seine schönsten Hoffnungen betrogen, und das Gebäude seines geträumten Glückes mit einem Schlage zertrümmert gesehen. Ich unterlasse die Schilderung der nun eingetretenen äußern

* Aus: PUNCH.

Umstände, und seiner äußeren Leiden. Als Mensch hochgeachtet, als Mann von seltenen geistigen Fähigkeiten und vielseitiger Bildung von den Besten geschätzt, als Künstler ersten Ranges in seiner Heimath gesucht, gehätschelt, verwöhnt, sah er in der Fremde plötzlich sich von seiner Höhe herabgestürzt, unbekannt, ungeachtet, ungeliebt, von Gleichgiltigen umgeben, vom Straßengetümmel betäubt, inmitten geräuschvoller, bedrohlicher Ereignisse und einer politischen Gährung, in welcher das innere Leben erblaßte, und die Kunst zum Unbedeutenden, Werthlosen herabsank, wie er selbst, der einst hochgestellte, reichausgestattete, vielgepriesene, zum gewöhnlichen, unbeachteten Alltagsmenschen herabgesunken war. Er, einst der Mittelpunkt, um den sich Viele bewegten, war durch den Widerschlag der gewaltigen Ueberstürzung in den wirbelnden Kreis der Hunderttausende geschleudert worden, der um die ernste Frage von Sein oder Nichtsein, in wogender Bewegung sich schwang, und in dem endlich auch sein eigener Mittelpunkt verschwand, sein Liebsteß, die Kunst. Noch kämpfte er um sie, als ihn ein anderer Feind befiel, die Noth, und er damit einen andern Kampf zu bestehen hatte, den um das tägliche Leben. Er, der sonst das leicht verdiente Geld verschleudern durfte, er hatte jetzt die drückende Last einer hohen Jahresmiete für sein geräumiges Atelier, und dabei oft kaum das liebe Brot im Hause. Seine Lage nach der Heimath zu berichten, verbot ihm sein Künstlerstolz, und so mußte er sich glücklich schätzen, wenn ihm der Zufall Käufer zuführte, die ihm dieses oder jenes Bild für die Hälfte, ja für den dritten oder vierten Theil des Werthes abnahmen; er mußte seine Werke an wuchernde Spekulanten verschleudern, die, nachdem sie mit ihm gefeilscht, in England um so größeren Vortheil daraus zogen.

Das alles, sein Ringen, sein Leiden, seine Verzweiflung, hatte ich, der Einzige, dem er sich mittheilte, miterlebt, bemüht, in Stunden trostloser Herzensergießungen die Aufwallung seines leicht erregbaren Gemüths zu dämpfen, sein reizbares Ohrgefühl zu beschwichtigen, seine maßlos umherschweifende Fantasie zu bändigen. Aber allerdings hatte er Ursache zu verzweifeln, nicht über das äußerste Mißgeschick an sich, das ihn

traf wie so viele Andere, sondern über die voraussichtliche Zertrümmerung eines schönen Herzenstraumes, dessen Verwirklichung von seinen Erfolgen in der Ruhm und Lorbeeren spendenden Hauptstadt Frankreichs abhing. Fama, die geflügelte Göttin, hatte Augen, Ohren und Zungen nur für die gewaltigen Begebenheiten der Außenwelt, und was nicht mit eingriff in den Kampf der Zeit, war für sie nicht vorhanden, und dies war der Unstern meines Freundes. Ich theilte seinen Schmerz, fühlte aber die Nothwendigkeit, ihn aus der lähmenden Muthlosigkeit aufzurütteln; ich glaubte selbst mit harten Worten das Unmännliche seiner Haltung, den Gang seines Herzens zu zweckloser Selbsteinigung strafen zu müssen, kurz, ich suchte ihn sich selbst zurückzugeben, so viel es in meinen Kräften lag. Und wie glücklich fühlte ich mich, wenn es gelang, und er, wie von einem Fieberanfall erstehend, allmählig sich faßte, wenn er, durch einige scherzhaft stachelnde Bemerkungen gezwungen über sich selbst zu lachen, Anfangs mit komischem Unwillen mich ob solchem Scherze ausschalt, und endlich nach herzlicher Umarmung beruhigt, getröstet, gestärkt, ermannet, mit einem letzten Stoßseufzer lächelnd von mir schied! Wie manche nächtliche Stunde haben wir auf diese Weise zugebracht! Pietro da Corlona, wenn ich nicht irre, wandelte durch einen einzigen veränderten Zug ein weinendes Kind in ein lächelndes um; hier gehörte mehr dazu; die weinende Künstlerseele, die aufgeschlagen vor mir lag, war nicht so leicht zu beschwichtigen. Mich machte ein solcher Auftritt jedesmal krank. Der Jammer schnitt mir zu tief in's Herz, der stürmische Anlauf der zügellosen Leidenschaft stürzte mich fast zu Boden, es war ein Ringen auf Schritt und Tritt, und die Bekämpfung so ausbündiger Trostlosigkeit, von der oft alle Vorstellungen abprallten, erschöpfte meine Kräfte.

Wir besuchten eines Tages Jenny Lind. Der Maler und sie waren alte Bekannte, und freuten sich des Wiedersehens. Aber welch ein Wiedersehen für ihn nach einem so tiefen Fall! Sie, die Gepriesene, Gefeierte, Ruhmgekrönte, er, der Verschollene, Vernichtete! welch bitterer Gegensatz! er durfte ihr den jähen Sturz nicht gestehen, ihr, die ihn auf der glänzenden Höhe gekannt. Aber

es entfuhr ihm Manches, was ihn verrieth, und sie mochte Vieles errathen, was er verschwieg. Sie äußerte den Wunsch, sein Atelier zu besuchen, die Schöpfungen seiner Kunstthätigkeit zu sehen. Der Besuch ward auf den nächsten Morgen festgesetzt. Sie kam, mit ihr eine Gefährtin aus der schwedischen Heimath. Eine Reihe schöner Bilder, groß und klein, wurde ihnen vorgeführt, fast alle mehr oder minder der Vollendung nahe, vollendet die wenigsten. Mit leisem Tadel wurde der Maler befragt, warum denn alles nur begonnen, nichts zu Ende geführt sei. Er entschuldigte die Lässigkeit mit seiner Verstimmung; seitdem die Kunst Werth und Bedeutung in der Welt verloren, sei ihm alle künstlerische Lust und Freudigkeit vergangen. Ob solcher Aeußerung mußte er harten Verweis und eine Strafpredigt hinnehmen, die mit der Bemerkung schloß, das Aufgeben seiner selbst sei eine Versündigung an der Kunst, und gerade in solcher Zeit der Verwirrung und des Glends müsse ein echter Künstler sich in seiner Kunst wiederfinden und aus ihr Trost und Erhebung schöpfen. Der Maler schwieg, und nach kurzer Pause fuhr sie mit ernstern, mißbilligenden Worten, die ein Anflug von anmuthiger Heiterkeit milderte, in ihrer Ermahnung fort. Jetzt haben wir ja in Paris Kunstausstellung, setzt sie hinzu, warum stehen alle diese Bilder hier, und nicht dort, wo sie sein sollen?

Ach, war die unmuthige Antwort, sie würden mir dort so wenig helfen, als hier. Wer geht denn jetzt zur Ausstellung? wer kauft jetzt Bilder? wer giebt sich nur die Mühe, sie anzusehen? Man verliert ja alle Lust daran.

Wer sich selber aufgibt, versetzte die Sängerin, der ist aufgegeben.

So rede Du! rief er mit komischer Verzweiflung sich zu mir wendend; Du weißt, wie die Sachen stehen, ich kann es nicht sagen. Oder schweigen wir lieber, und reden ein ander Mal davon! Und damit rannte er in's Nebenzimmer, um andere Bilder zu holen.

Ich aber glaubte reden zu müssen, um dem armen Mann aus seiner peinlichen Verlegenheit zu helfen, und sprach, seine augenblickliche Entfernung benutzend, halblaut rasch die erklärenden Worte: Wer, wie er, seine Kunst heilig hält,

und sie aus dem Heiligthum auf den Markt des Lebens bringen muß, wer wie er vom Glück verwöhnt, plötzlich in die Lage geräth, mit all' seiner gepriesenen Fähigkeit nicht einmal sein tägliches Brot erschwingen zu können, der wird an sich selbst und an seiner Kunst irre, und schöpft aus ihr statt Trost nur Verzweiflung. Warum die Bilder nicht auf der Ausstellung? weil ihm das Geld zu den Rahmen fehlte, und sein Stolz es aus fremder Hand nicht annehmen wollte.

Er trat mit den Bildern ein. Sie wurden aufgestellt, betrachtet, besprochen, bewundert. Die Theilnahme der Beschauerin, ihre freisinnigen Bemerkungen, ihr Lob wirkten zündend, belebend, und stachelten den künstlerischen Ehrgeiz des freudig berührten Malers. Zwei ausgezeichnete verwandte Naturen stiegen auf den lichten Höhen der Kunst zusammen, und in harmonischen Klängen offenbarte sich das gegenseitige Verständniß. Es war ein Athmen in reiner Atmosphäre unter heiterm Sonnenhimmel. Aller Erdenjammer war vergessen, verschwunden aller Mißklang des Lebens. Nun that es dem Maler selbst leid, daß er seine Bilder nicht zu Ende geführt. Es überkam ihn der Drang zur rührigsten Geschäftigkeit. Die Staffeleien wurden rasch hin und her gezogen, zurecht geschoben, erhöht, erniedrigt, in's rechte Licht gerückt. Es lag ihm daran, Alles zu veranschaulichen, wie es vor seiner Seele stand. Hier sollte dies, dort jenes so werden, wie er es sich gedacht, und nun beschrieb; durch die Färbung sollte das eine zurücktreten, das andere hervor; was gefiel, konnte noch gar nicht gefallen, denn es war nur angedeutet, durchgeführt noch nichts, überhaupt, alles noch kein Schatten von dem, was es sein sollte, und so ging es fort und fort. Ja, wir sahen ihn noch, durch begeisternde Zustimmung hingerissen, Palette und Pinsel ergreifen, und mit ungeduldiger Eilsfertigkeit und kecker Technik hier einen Drucker aufsetzen, dort einen Lichtpunkt, weiterhin eine Lasur zur Verfinlichung seiner inneren Anschauung, und dann alles wieder wegwischen, wenn die beabsichtigte Wirkung hervorgetreten war. Und jeder dieser Farbentöne schlug an eine verwandte Saite und brachte sie zum Erklingen, und wie der begeisterte Maler in Worten malte, so sang in Worten die

begeisterte Sängerin; ihre Sprache war Gesang der Seele, und der ganze Auftritt eine Feier der Kunst.

Ein Bild fehlte leider, eines der gelungensten in Charakter und Ausdruck. In dunkler Nacht, auf hohem Meer eine schlankbemastete Fregatte, kühn sich hindurchkämpfend durch heulenden Sturm und schäumendes Wellengebraus. Ein genialer junger Isländer, der es betrachtete und vertraut war mit dem furchtbaren Element, rief, vom Anblicke dieser Schöpfung mächtig ergriffen, das einzige Wort: „Byron!“ Und vor Freude über die treffende Laune hatte der Maler ihm das Bild geschenkt. Ich beneide den Isländer um seinen glücklichen Einfall, und auch um den Lohn.

Ein Bild, das mit dem eben genannten im grellsten Gegensatz stand, schien der Sängerin vorzüglich zu gefallen; eine vollendete reizende Landschaft bei Sonnenuntergang, voll seliger Ruhe und von gelungenster Farbenharmonie. Auch ein anderes, größeres, aber noch unbeendetes, fesselte lange ihren Blick, jenem ähnlich, derselbe Hintergrund, nur mit verändertem Motiv: die afrikanische Küste im Abendgold. Vorne auf leichtbewegtem Meere ein maurisches Fahrzeug mit schwellendem lateinischen Segel; in demselben, malerisch in Tracht und Stellung, umhergelagerte Mauren, die mit eigenthümlichem, majestätisch sinnigem Ernste der Erzählung eines mit bedeutender Gelehrde vorgelehnten, am Schiffsmaste stehenden Improvisators horchen, während einer, am Ruder aufrechtstehend, und von den Gefährten abgewendet, mit einer gewissen Unruhe in die Ferne zurückblickt, wo er Unheimliches zu entdecken scheint, das er beobachtet, und sich zu erklären sucht; im Hintergrunde in blauer Nebelferne der hohe Berggrücken des Atlasgebirges, dessen scharfgeschnittene Gipfel im goldigen Purpur der Abendsonne erglänzen. Ein Bild von großer Naturschönheit, voll tiefer Empfindung, und lebendig angehaucht vom Odem der Poesie. — Dies sprach Jenny Lind aus, und wir mußten einstimmen, obgleich zum großen Leidwesen und zur gerechten Strafe des Künstlers die Durchführung fehlte, und damit die volle schlagende Wirkung.

Ein schönes Bild! sprach die Lind nach lan-

gem Beschauen; beendigen Sie es für mich; wollen Sie?

Wirklich? fragte der Maler mit stiller Freude über das Wohlgefallen an seiner Arbeit; möchten Sie es haben?

Ich möchte nicht, ich will es haben! versetzte sie.

Das sollen Sie.

Es soll in meinem Wohnzimmer hängen und den schönsten Platz einnehmen.

Der Maler lächelte und schwieg. Ich errieth seine Gedanken, der Gast, der so viel Freude in's Haus gebracht, sollte das Geschenk mit in die Heimath nehmen.

Beschauen und Gespräch wechselten mit einander ab. Meines Aufschlusses eingedenk, kam die Sängerin auf das Kapitel vom Ungemach der Künstler in so böser Zeit zurück. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit, oder richtiger, mit dem natürlichen, schönen Seelen angebornen Tact und Glück im Ausdruck, wußte sie wunde Stellen zu berühren, ohne wehe zu thun, und sprach: Sie haben Recht, werther Freund, es ist betrübend für den Künstler und entmuthigend, wenn seine Kunst von den Stürmen der Außenwelt verdrängt wird, oder gewaltsam herausgerissen auf die Straße, wenn er markten muß mit dem Leben. Sie mögen das bitter empfunden haben, ich habe es nie. Mir ist es immer so gut gegangen, während Andere Mißgeschick erleiden mußten, das sie so wenig verschuldet hatten, als ich mein Glück verdient. Ich habe Glück gehabt, Glück und immer Glück, und was den materiellen Gewinn betrifft, mehr davon zusammengebracht, als ich hoffen durfte und brauchen kann. Ich singe gut, Sie malen gut; aber es giebt auch noch Andere, die gut singen und gut malen, und eben kein solches Glück hatten, wie mir zu Theil geworden, wie vielleicht auch kein Mißgeschick wie Ihres. Wir Beide sangen und malten vielleicht gleich gut, nur unter ungleichen Verhältnissen, mit ungleichem Glück. Ich war die Begünstigte. Für solche Gunst des Schicksals, für solch' beständiges Glück muß ich dem Himmel dankbar sein, und wie könnte ich das besser, als wenn ich es mit würdigen Kunstgenossen theile, die für den Augenblick, wie das dem besten begegnen kann,

in peinlicher Lage sich befinden? Was hätte ich von allem Glück, hätte ich diese Freude nicht! Und welch' große Freude das ist, Sie wissen es aus eigener Erfahrung, und werden sie mir darum auch gewiß gönnen.

Indem sie so sprach — oder vielmehr gar nicht so, sondern ganz anders, weit entfernt von allen eckigen, gespreizten Redeformen, ganz einfach und natürlich — und noch Manches hinzufügte, worin sich bei edlem Selbstbewußtsein die liebenswürdigste Bescheidenheit kundgab, saß sie, die Arme auf den Knien ruhend, vorübergeblickt in ihrem Sessel, und blickte mit dem schönen, klugen und so treuherzigen Auge, das ihren Zügen einen so herrlichen Ausdruck verlieh, zum Künstler hinauf, der, mit verschränkten Armen an ein Schreibpult gelehnt, von Mühsung ergriffen, regungslos vor ihr stand, und schweigend auf sie herabsah. Ihre Worte waren wie Balsam in seine wunde Seele geflossen. Ich war tief bewegt, und drückte ihre Hand. Weniger ließ sich nicht thun, leider auch nicht mehr.

Sprich, sagte der Maler mit weicher Stimme und feuchtem Blick, was soll man dazu sagen?

Sagen! versetzte ich, was sind Worte! Sagen läßt sich nichts, man kann sie nur lieb haben.

Wir sprechen nächstens mehr davon, warf sie hin, und stand auf. Uebermorgen reisen Sie nach England; so muß ich Ihnen morgen eine englische Gefährtin bringen, eine große Liebhaberin vom Seeleben und Seebildern, und der es Freude machen wird, die Ihrigen zu sehen.

Mit diesen Worten nahm sie Abschied. Drei Stunden waren verstrichen, und schien es eine Minute.

Der Maler war felig; er faßte meine Hände und sah mich an mit einem Blick, in dem sein ganzes Innere lag. Wie hatte ihn der Besuch wieder aufgerichtet und neu belebt; es war wieder Licht geworden in ihm; er war erfrischt, erquickt, thatendurstig, ganz wie früher. Ich benutzte seine Begeisterung und zog ihn an die Staffelei. Unter diesen Eindrücken, in dieser Stimmung mußte das Bild vollendet werden.

Farbe und Pinsel her! rief ich, und d'ran! Rasch das Gold der Abendsonne festgehalten, be-

vor es erlischt! Und nun wanderten die Pinsel in emsiger Geschäftigkeit vom Bild zur Palette, von der Palette zum Bild. Meine obige Schilderung desselben war eine Vorahnung; bald aber begannen auf den beiden nach Westen gefehrten himmelanstrebenden schroffen Gipfeln die Gluten zu glimmen, in röthlicher Abschwächung hinab sich verlaufend in den violetten Duft und den bläulichen Nebel, der den Fuß des Gebirges bedeckte, während rechts der dunkle Bergrücken in scharfer Zeichnung sich östlich verlief. Schon erglänzte auch der hintere Theil des Fahrzeuges im röthlichen Schimmer und erhob sich die gen Abend gefehrte Seite des Schiffsmastes in hellem Lichte, während Schiff und Mannschaft, und der Saum der unter frischer Brise sich kräuselnden Wellen mit goldigwarmen Tönen sich übergossen; ein prachtvoller Sonnenuntergang ohne sichtbare Sonne. Wohin wohl die ernstesten bärtigen Männer segeln, und in welcher Absicht, ob auf Raub oder Abenteuer? Keine Waffen, nirgends eine Kriegsrüstung sichtbar. Und noch immer stand der Alte, den Blick in die Ferne gerichtet, in beunruhigter Haltung da, Unheil witternd, die Anzeichen eines nahen Gewitters oder einem feindlichen Schnellsegler, einen verfolgenden Korsaren, wer weiß! was aber die Genossen nicht im Geringsten zu bemerken schienen, die unbekümmert, mit größter Aufmerksamkeit dem Erzähler horchten. Was der mit so lebendiger Gebehrde vortrug, war aus der Ferne nicht zu vernehmen; vielleicht ein Märchen von der nordischen Zauberin mit ihrem wundersam bestrickenden Gesang zur Erklärung des Schiffsnamens, der an der vordern Seite der Felucke in räthselhaften orientalischen Schriftzügen eingezeichnet stand, und, wie Sachkundige versicherten, dem Sinne nach „Gesangesfürstin“ hieß.

Jenny Lind aber stellte sich verabredetermaßen am andern Morgen mit ihrer englischen Begleiterin ein. Das Bild stand, der letzten Hand gewärtig, auf der Staffelei. Die Engländerin sprach mit Liebe und Sachkunde vom Leben auf dem Meere, von der Malerei mit Verstand, mit Einsicht und Geschmac. Sie kannte diese aus früherer Beschäftigung, jenes aus mehrjähriger Erfahrung. Sie pries den Maler ob seiner sinnvollen Auffassung, seiner Gründlichkeit und Na-

turtreue, und forderte ihn auf, sich über ein von ihr gewünschtes Bild zu besprechen.

Der Künstler erkannte in dieser Andeutung den Einfluß der Sängerin. Diese hielt spielend ein Briefchen in der Hand, das sie ihm beim Abschied zur Bestellung nach England empfahl. Als er die Damen an ihren Wagen begleitet hatte und wieder eintrat, besah er die Aufschrift. Sie war an ihn gerichtet. Er öffnete und las: „Das Bild ist mein, werther Freund, zu meiner großen Freude. Vorerst nehmen Sie Beifolgendes als Abschlagszahlung von ihrer Kunstschwester Jenny Lind.“ — Das Beifolgende bestand in einer Anweisung auf fünfzig Pfund Sterling, zu erheben bei ihrem Bankier in London.

Paris 1849.

Aug. Gathy.

Helgolandika.*

Tagebuchfragmente von Adolph Stahr.

„Alles ist überstanden!“ — Mein Trostwort war falsch. Ich hatte das Gassenlaufen vergessen, das die ankommenden Seefahrer zu bestehen haben, das Spießruthenlaufen der armen Neulinge durch die enge Gasse der älteren Badegäste, zu deren Hauptvergnügen diese, allwöchentlich zwei Mal, bei jeder neuen Ankunft des „Patrioten“ eröffnete Lästergasse gehört. Da stehen sie alle in zwei langen drei- und vierfachen Reihen und fixiren mit ihren Blicken die armen Ankömmlinge, um die Verwüstungen anzustarren, welche bei dem größeren Theile derselben die Seekrankheit angerichtet hat. Mit schwankenden Tritten, verfürten Gesichtern und Toiletten steigen die Armen, Trunkenen gleich, aus den Landungsboten über das schwankende Brett, zu dem der Schaum der rothen Brandung hinausspritzt. Aber der Mensch ist ein schadensfrohes Geschöpf und Helgolands rothe Erde scheint der geeignete Boden, diese humane Eigenschaft zur Reife zu bringen. Denn nicht so viel

* National-Zeitung.

Gnade, „um ein geröstet Ei damit zu gesegnen,“ finden die Leidenden am Ende ihrer Pilgerfahrt bei ihren harrenden Brüdern, denen nicht nur die kläglichen Gesichter der wirklich noch Leidenden, sondern auch die tapfern Anstrengungen derjenigen, welche sich bestreben, heiter und unangegriffen auszugehen, zum spottenden Ergötzen dienen müssen. Da indessen jeder Zuschauende ein Mal sich im gleichen Falle befunden, und dadurch sich gleichsam eingekauft hat, so wird das Vergnügen dieser schadensfrohen Musterung weniger bössartigen Charakters, und während die Neuangekommenen mit stillen und lauten Flüchen diese „Unsitte“ verwünschen, sieht man sie wenige Tage später, bei der Ankunft des nächsten Schiffes schon selber mit in der Reihe stehen, — das Geheimniß aller Tyrannei. Der Tyrannisirte wird wieder zum Tyrannen, sobald er kann. Warum sollten es Andere besser haben, als er es gehabt? Menschennatur!

Mit meiner Hoffnung aber, einsam und zurückgezogen auf dem alten Felsblocke ein paar Wochen hinleben zu können — fern von Menschen und Gesellschaft und Bekannten, sieht es schlecht aus. Helgoland wimmelte in dieser Saison von Badegästen wie nie zuvor, und schon beim ersten Tritte über das rothe Kieselgeröll des Strandes drängten sich grüßend und händeschüttelnd bekannte Gesichter heran. Doch als guter Deutscher ergebe ich mich in mein Schicksal, schlucke das hypochondrische: hol' Euch alle der Teufel! hinunter und „freue mich“ eben so „unendlich“, wie die Andern auch. „Welch' Glück, daß Sie gerade heute kommen. In einer halben Stunde ist Inselbeleuchtung und Fackelfahrt um die Insel. Sie kommen doch mit? Die ganze Gesellschaft ist dabei. Nicht? — O wie schade!“

Ich kannte das Schauspiel, das zu den großartigsten gehört, die man sehen kann. Aber eben, weil ich es vor acht Jahren gesehen, wollte ich mir den Eindruck nicht schwächen durch eine Wiederholung, die ich bei solchen Gelegenheiten stets, wo ich nur irgend kann, vermeide. Und dann die Aussicht, ganz allein und ungestört mich der herrlichsten Mondnacht hoch oben auf dem Felsen zu erfreuen, und alter Erinnerungen gedenkend, die reichste Gegenwart zu genießen.

Da stand ich wieder, wie vor acht Jahren, an dem Rande der steilen Felsenwand, an deren Fuße, einem alten Runenstein vergleichbar, der verwitternde Felsenpfeiler einsam neben seinem gestürzten Gesellen zum Himmel ragt; an der Stelle, wo Heine sein Lied gedichtet, das Lied vom Runenstein und den wandernden schäumenden Wellen, das für sich allein ein treues Bild giebt von dieser märchenhaften Scenerie, eben so einsam, abgerissen, schroff und voll schauriger Trostlosigkeit:

„Es ragt in's Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen!
Es pfeift der Wind, die Möven schrei'n
Die Wellen, die wandern und schäumen,

Ich habe geliebt manch' schönes Kind
Und manchen guten Gesellen.
Wo sind sie hin? — Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen!“

Wo sind sie hin? die Tage und Jahre, seit ich zuerst diese Stätte betrat, wo sind sie hin, die Jahre der köstlichen Jugend, die Träume der Hoffnung, die Fülle zuversichtlichen Lebensmuths, und auch die guten Gesellen, die mit gebauet an dem Bau unserer Jugendideale, an dem „stattlichen Hause“ unserer schwarz-roth-goldenen, gottvertrauenden Sehnsucht? Wo sind sie hin, die kühnen deutschen Girondisten, und mit ihnen die Träume von Deutschlands Einheit, Deutschlands Macht und Größe, — Deutschland selbst und sein stolzes Parlament — wo sind sie hin?! Treibende Trümmer auf den schäumenden und wandernden Wogen der Zeit.

Aber der volle Mond strahlte so friedlich seine goldne Brücke über das schlummernde Meer, der tiefdunkle Sternenhimmel schaute so tröstend hernieder mit seinen tausend Weltenaugen.

„Laß uns hoffen und ausharren, geliebter Freund — nur wer ausharret, kommt an das Ziel! Und vor Allem laß uns leben und dieser Meeresmondnacht zaubervolle Schönheit mit freiem Herzen genießen! Nur der Moment ist unser!“
— Amen!

Als wir zum „Fallm“ zurückkehrten, stiegen eben die letzten Leuchtkugeln und Raketen der von

ihrer Umfahrt heimkehrenden Flotille in die Nacht hinauf. Eine solche Umfahrt der Insel bei Fackellicht, bei der zugleich die Grotten und Schluchten, Pfeiler, Thore und Bögen der Insel mit Feuerwerk beleuchtet werden, ist in der That eins der wunderbarsten Schauspiele, das man sehen kann. Seit 1841, wo ich es zuerst erlebte, waren die Kuppelbeleuchtung von St. Peter zu Rom und die Girandola der Engelsburg an meinen Blicken vorübergegangen. Aber die weltberühmte Herrlichkeit dieser einzigen Schauspiele hatte doch den Eindruck jener Inselbeleuchtung nicht ganz in mir auslöschen können, und immer mußte ich selbst in Rom Angesichts des Flammenmeeres, in welchem der größte Bau der Christenheit erstrahlte, zurückdenken an die Zaubernacht des 4. August 1841 und an den öden rothen Felsblock mitten in der unwirthbaren Nordsee. Wie heute schloß auch damals der schönste Sommerabend das lautlos ruhende Meer in seine Arme. Wie heute glühte auch damals des Vollmondes Scheibe strahlenwerfend am wolkenlosen blauen Nachthimmel empor. Der Fallm, die Felsenkanten, die Straßen des Unterlandes wimmelten von Menschen. Zwischen zwei an hohen Flaggenstangen lodernden Beschackeln lagen die Böte und Schaluppen zur Abfahrt bereit. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen und alsbald entfaltete sich das wirre Getümmel des Strandes zu ruhiger Meerfahrt. Voran ein Fackelschiff, dessen Glanz über die schwimmende Flotille seine wunderbaren Schlaglichter warf, und dessen Ruderer, sowie die Schiffer, die hoch aufgerichtet die Fackeln schwangen, in dem glühenden Feuerscheine echt Rembrandt'sche Bilder gaben. Dann das Musikschiff, und darauf in bunter Reihe das Geschwader von mehr als einem halben Hundert größerer und kleinerer Fahrzeuge, Schaluppen, Barken, Fahrböte, Jollen u. s. f. alle mit grün-roth-weißen Flaggen und Wimpeln geschmückt. Denn

„Grün ist das Land
Noch ist die Kannt
Weiß ist der Sand —
Das sind die drei Farben von Helgoland!“

Der Zug steuerte, umschwärmt von vielen winzig kleinen, sogenannten Hummerboten, mit

der Helgolander Jugend gefüllt, die Nordseite des ungeheuren Felsendreiecks entlang, die bis zur Nordspitze hin nur den Anblick einer riesigen Cyclopmauer gewährt. Von Zeit zu Zeit stiegen einzelne Raketen zischend und leuchtend in die Nacht hinaus. Doch sonst war der klare Vollmondschein hier noch der alleinige Feuerwerker, der seinen goldenen Widerschein über das spiegel ebene Meer warf, über welches unsere Rachen eilenden Laufs mit den Funkenblitze sprühenden Ruderschwingen dahinglitten. Einzelne Gesangchöre zufällig vereinter Genossenschaften mischten sich mit den sanften Klängen der Waldhörner und Oboen. Da krachte ein Kanonenschlag. Drei Leuchtkugeln stiegen auf. Wir waren zur Nordspitze gelangt. Aus einer ihrer Höhlungen, die das Meer in den Fels gewaschen, erglänzte ein mattschimmerndes Lichtchen. Plötzlich schwoll es auf zu zauberisch dunkelrother Feuergluth, die braunrothen Felsenwände und ihre gelbweißen Schlangengürtel umstrahlend. Aus allen Felsengrotten und Buchten stiegen hunderte von Schwärmern, Raketen und Leuchtkugeln auf, prasselnd, zischend und knatternd, wie Mottenseuer zerplagend. Alle Felsenkanten und Wölbungen, alle Pfeiler und Thore, die das Meer gemeißelt aus dem Gestein mit seinen vieltausendjährigen Wogenschlägen, erglüheten hier in dem glührothen Feuer scheine brennender Pechtonnen, dort in dem mährchenhaften Glanze vielarbiger bengalischer Flammen. Immer neue Feuergebilde rauschten und zischten gegen den Nachthimmel empor, sausten und schwebten in sanften Bogenlinien über der dunklen Meeresfläche, und sanken dann, in rothe, grüne, blaue Sterne zerfahrend, hinabwärts ihrem kühlen Schooße zu, noch im Niederstinken die abenteuerlichen Gestaltungen der Felsenwände und die hoch oben an den schroffen Kanten zuschauenden Insulaner mit den zauberhaftesten Schlaglichtern beleuchtend.

Nicht immer ist indessen diese Fahrt ganz gefahrlos. Im vorigen Jahre gerieth die Barke, welche das Feuerwerk führte, in Brand und der kühne Feuerwerker — kein anderer als der Badearzt, Dr. v. Aschen selber — mußte sich mit seinen Schiffern in's Meer stürzen, um sich im nassen Elemente vor seinen eigenen Flammen zu

retten. Das hat ihn aber nicht abgehalten, heute seine Rolle als Feuerzauberer und Verklärer seiner Insel wieder zu übernehmen, und wie ich höre, hat er sie zu allgemeinsten Zufriedenheit ausgeführt.

Englische Sitten.

Die Erziehung der englischen Frauen, die überaus verständig und mit gar sicherem Takte das Wesentlichere von dem mehr Untergeordneten zu unterscheiden weiß, um in Extreme zu fallen, eine Erziehung, der es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß hier wie nirgends in Europa, die Integrität der Familie und der Religion, diese Quellen der Ehrbarkeit und Liebe bewahrt wurden, zeigt überhaupt noch sehr viele andere Resultate, die der Beachtung nicht unwerth sind.

Man braucht weder Poet noch gerade jung zu sein, um die englischen Frauen zu loben und ihre Liebenswürdigeit zu bewundern.

Fragt man, worin denn diese Liebenswürdigeit bestehe, so ist die Antwort ganz einfach; darin, daß sie natürlich sind und Kopf und Herz gleich wohl ausgestattet haben. Der äußern Grazie, deren Zauber ich gern zugebe, entbehren sie zwar, dagegen liegt in ihrem Auftreten und ihrer ganzen Art zu sein so viel Zartheit, man fühlt in ihrer Nähe so viel Grazie der Seele durch, daß jener Mangel sich kaum bemerkbar macht. Eine Engländerin ist auch nicht präntiös; da die genannten Eigenschaften, wie auch Schönheit zu allgemein sind, um Gegenstand eines besondern Stolzes werden zu können. Stolz sind sie nur auf ihre Frauemürde. In mancher Hinsicht ist eine Engländerin das Gegentheil von einem Engländer. Sie spekulirt vor Allem nicht leicht mit ihrem Reichthum. Kurz in der Regel sind die Engländerinnen, ohne sich à l'enfant zu kleiden und ohne aux jeux innocents zu spielen, unschuldige, naive, gute Kinder, die oft gewinnen, aber nie bestechen.

Ein Fremder, zumal ein Franzose, könnte leicht diese Ungezwungenheit und naive Hingebung der Frauen für etwas mehr halten, doch würde er bald erfahren, daß sie schnellfüßigen, lebendigen Gazellen gleich, nur mit Mühe einzufangen sind. Sie spricht wie ihr's haben wollt, sagt daß ihr geschickt seid, gut spielt und daß sie euch gut ist — *mais tout cela ne tire pas à conséquence*. *Mais qui est-ce donc qui en tire les conséquences?* Erstens nicht die schönen Männer, wie in Italien, oder die stets lächelnden benachbarter Länder, noch die witzigen Leute oder solche, die bloß ihr Halstuch gut zu binden wissen, wie in Frankreich; nur gute Köpfe machen Glück. Die große Anzahl guter Köpfe trägt denn auch hier wesentlich dazu bei, den Frauen ihre natürlichen oder erworbenen Eigenschaften nicht zu verkümmern oder zu vernichten. Ein gebildeter Engländer wird nie, selbst der schönsten Frau gegenüber, vergessen, was er sich selber schuldet, nie sich dazu verstehen, durch Lakaienkünste und fade Komplimente Eindruck machen zu wollen. Dagegen wird er auch noch aufmerksam gegen die unschönste von ihnen sein, weil wenn gleich die Galanterie hier keinen Boden findet, die eigentliche Achtung vor den Frauen — und damit sollte ihnen am meisten gedient sein — vielleicht größer ist als irgendwo. So kommt es auch, daß man hier nicht gleich aus dem Gesichte eines schönen Mädchens, deutlich wie an einer großen Straßensaffiche, die Worte herauszulesen vermeint: *Ma voilà, le souveraine, faites votre devoir*.

Den deutschen Frauen, die etwa mit der Nachahmung des französischen Genre *Viasko* gemacht haben, wäre vielleicht anzuempfehlen, es einmal mit diesem englischen zu versuchen. Etwas weniger epileptisch machende französische Romanlektüre wäre aber die erste Bedingung zum Gelingen!

Uebrigens hat auch der Engländer, ich meine der echte englische Gentleman, manches Aparte, ja in einigen Beziehungen sucht er seines Gleichen auf dem Festlande. Die Achtung vor sich selber vergißt er vor Allem nicht leicht und diese zeigt er unter Anderem auch durch eine sorgfältige Toilette, wobei er der ehemaligen französischen Ansicht *qu'une figure bien rasée vaut toujours*

son prix — ein wohlrasirtes Gesicht sei immer noch recht preiswürdig — vorzugsweise huldigt. Der englische Gentleman bestrebt sich zwar geschickt zu sein (*clever*), hält aber dabei ein wenig Erziehung nicht für überflüssig, jedenfalls höher als eine ganze Ladung babylonisch aufgethürmter Kenntnisse. Die Gewohnheit des freien Mannes — ich meine nicht des eben befreiten — Achtung vor den Meinungen Andersdenkender, auch diese hat der englische Gentleman. Mit Achtung behandelt er die Frauen, hübsch oder häßlich, ja seine besten Freunde behandelt er mit Achtung, was anderswo leicht als reaktionär erscheinen möchte. Für diese spart er ferner auch möglichst seine Kräfte auf, worin er nach den Worten der Franzosen handelt: *qui trop embrasse, mal étreint*. Grob kann der englische Gentleman auch sein, doch ist er es nie mit Luxus. Durch eine einzige Grobheit *bien à propos* weiß er sich auf diese Weise viele mal *à propos* fern zu halten und das ist vielleicht nicht seine geringste Eigenschaft. Pünktlich, wunderbar pünktlich ist er bei *rendez-vous*, ich meine mit Männern, eine Aufmerksamkeit, die vielleicht kaum sonst zu treffen. Der englische Gentleman glaubt ferner noch an etwas, und daher auch an den Glauben Anderer, zum Unterschied der Gentlemen des Kontinents, die oft jeden Glauben glücklich überwunden zu haben pflegen. Logisch im Denken, konsequent (*consistent*) im Handeln, und voller Selbstbeherrschung (*self-possession*) folgt er natürlich dem Impuls des Augenblicks nicht leicht, überläßt dagegen mit Recht die Unbeweglichkeit den Klöben.

Seine positiven Pflichten erfüllt jeder Engländer genau — darüber hinaus ist er selten zu Hause, der englische Gentleman noch seltener. Der englische Gentleman ist zwar nicht oft präventiv leicht, aber genial ist er fast nie. Der Selangweilten und daher der Langweiligen — überall eine schreckliche Faktion — giebt es zwar hier auch genug, aber sie schweigen doch mehr, wenn sie nichts zu sagen wissen, sie überbieten doch nicht eine Blattheit durch die andere, oder suchen eine Abgeschmacktheit durch eine eklatantere Dummheit wieder gut zu machen.

Sollte mich nach dieser Skizze, in der ich den Frauen hauptsächlich nur Verständigkeit und

Natürlichkeit zugesprochen, den Männern aber, bei manchen recht schönen Eigenschaften, Genialität durchaus abgesprochen habe, der einsichtsvolle Leser noch fragen, ob es hier gesellige Mittelpunkte gebe, wo sich gleichsam der große Impuls nachfühlt, den die Häupter im Bereiche der Politik, der Wissenschaft, der Kunst und Literatur empfangen — kurz Salons — im französischen Sinne des Wortes, so antwortete ich mit der Frage, ob die Elemente dazu in einem Lande sein können, wo selbst die gebildeten Klassen scharf von einander getrennt sind, wo sich also jede nur mit den Talenten aus sich selber rekrutirt, in einem Lande, wo überhaupt der Mann nicht nach seinem innern geistigen Werthe, sondern nach seiner zufälligen, äußern, besonders pekuniären Stellung beurtheilt wird. In diesem Punkte ist der Engländer wie der Teutone überhaupt ein so echter, ein so vollkommener Barbar, als der Italiener ihn nur immer nennen kann. Ja, von den geringgeschätzten Russen könnte der Germane trotz seines aufgeblasenen Gelehrten- und Zivilisationsdünkels in diesem Punkte gar manches lernen. Ueberhaupt kann man noch vieles über Rußland selbst nach dem Herrn von Custine sagen!

Hinsichtlich der französischen Salons übrigens, die einen so bedeutenden Einfluß auf die Geschichte des Landes gehabt haben, wäre es zu wünschen, daß ein geistreicher Mann sie etwa von Ludwig dem Glänzenden an bis auf Mad. Recamier, zu schildern unternähme. Die Arbeiten der Mad. d'Abbrantes würden ihm dabei schon als ganz artiges Meublement dienen können.

Der Gentleman hat natürlich auch seine Karikatur, die sich süßlich in drei Nuancen scheiden läßt: erstens in die einfachen Fashionables, die selbst nie Opfer machen, wohl aber häufig die ihrer Schneider werden; zweitens in die schon edlern Dandys und drittens in das königliche Geschlecht der Lions, die noch gefährlicher werden könnten, als sie sind, wären ihre Lage nicht so sehr gezählt. Graf d'Orsay leistete als solcher das Unerhörte, er behauptete sich mehre Saisons. — Et après, wird Mancher fragen. Eh bien, après il redevint une hête comme une autre.

Wie alles Schöne und Gute auf dieser Welt, so ist auch der Dandy den Gesetzen der Veränderlichkeit sehr unterworfen. Sah man ihn früher den Eindruck eines tief Trauernden, Unglücklichen machen, mußte er nachlässig in seiner Person sein, die Nägel wunderbar lang, den Bart nicht rasirt haben, sondern aus Vergessen über alle Anfälle von Verzweiflung einen Augenblick lang gewachsen, mußten die Haare ihm wie vom Sturme auseinandergepeitscht in die Höhe stehen, mußte der Blick verwirrt sein, tiefsinnig und unheilvoll, die Lippen eng und zusammengezogen, gleich wie in Verachtung der ganzen menschlichen Natur, das Herz zerrissen vor Gram und Ueberdruß — so würde ein solcher Dandy jetzt wie ein Gespenst erscheinen, und diesem den Bruderfuß zu bieten, hieße von einem Dandy des heutigen Tages das Unmögliche fordern, was bekanntlich selbst Herr v. Talleyrand nur einst zu thun versprochen, als er einer Dame antwortete: Madame, si, ce que vous me demandez, est possible, c'est fait, si c'est impossible, cela se fera.

Der Dandy des modernen Englands muß mit der entschiedenen Miene eines Eroberers, leichtfertig und insolvent erscheinen, muß à quatre épingles sein, Schnurrbart tragen oder einen Bart rund zugestutzt, wie die fraise der königlichen Jungfrau Elisabeth; die stolze Unabhängigkeit seines Charakters zeigt er offen, indem er auf der Straße die Leute, besonders seine Freunde überrennt, die Damen seiner Bekanntschaft angloßt, in den Salons aber muß er sich auf den Kanapees wälzen und seine Stiefel möglichst unter die Nasenspitze der ihm auf Stühlen gegenüber sitzenden Lady's strecken. Auf dem Pferde sitzt er mit einem Stocke, den er wie eine Kirchenfackel trägt, das Pferd selber aber scheint ihm dabei wie durch Zufall zwischen die Beine gerathen und daher ein Gegenstand der äußersten Gleichgiltigkeit zu sein.

Des großen Staatskünstlers Sir Robert Sohn, Master Peel, dormaliger Gesandter in Bern, ist zugleich der würdige Repräsentant dieser Fashionables der äußersten Linken. Gleich Master Peel's erstes Auftreten regte die Straßenjugend und Tagesfazung en masse auf, besonders aber ver-

legten die ihn stets begleitenden Bullenbeißer das bekannte Zartgefühl des Herrn Orenbein. Wenn nun auch in Athen der englische Repräsentant Sir Edmund Lyons der lion par excellence, wie wenigstens kein griechisches Ministerium der letzten Jahre in Abrede stellen kann, gewesen ist, so zeigt dies von der Vorliebe des Chefs der englischen Diplomatie für die Personen, welche mit Erfolg das Genre zu vertreten wissen, in dem auch er zu seiner Zeit gegläntzt hat; denn auch Lord Palmerston mit den greisen Locken war einst ein full-blood-dandy des reinsten Wassers. Die englischen Dandys dienen den europäischen, besonders den französischen, als Modell, unter denen ich den vormaligen Chargé d'affaires am russischen Hofe, Herrn Kasimir Perrier, Neffen des Erfinders des juste milieu, als eine sehr geschmackvolle Kopie erwähnen kann.

Hat der Löwe zwar seine Fehler, ist seine Natur doch zu bezähmen, ja oft edel, die der Tiger nie, und als solche sind die Väter einziger Töchter, zumal mit unabhängigem Vermögen (heireses) zu bezeichnen, da sie hier an Selbstsucht und Bosheit Alles übertreffen, was der Kontinent der Art wohl zu Tage fördert. Der Eine zwingt seine Tochter, Latein bei ihm zu lernen, rein aus Verzweiflung, die Zeit sonst hinzubringen, ein Zweiter sagt euch, daß der Hochzeitstag seiner Tochter der unglücklichste seines Lebens sein würde, ein Dritter aber macht es am schlimmsten, denn er sagt nichts, dreht euch kurzweg den Rücken zu, alle aber singen und heulen mit Doctor Bartolo, mich betrügt man nicht, natürlich jedoch nur so lange, bis es eines Abends bei schönem Mondschein der Miß gefällt, aus dem Theater anstatt nach Hause sein sittig zurückzukehren, nach Gretna-Green zu galoppiren, daher zu elopiren (technischer Ausdruck für: sich entführen lassen), wo der Herr Papa dann schauen kann, wie er bei obligatem Podagra aus seiner Schlafmütze heraus ihr nachhinkt. Alle Lieutenants mit schöner Uniform und blanker Klinge, aber leerer Börse, die sich seiner Tochter nahen, sind ihm ein Greuel, er wünscht sie in die Tiefe der Themse hinab. Lord Brougham aber, der ist sein Busenfreund, jedenfalls für ihn der größte Mann der Erde, da er seit zwanzig Jahren regel-

mäßig eine Bill ins Haus bringt, zur Abschaffung des Privilegiums jenes vernünftigen Schmiedes, der den Vätern wie den Töchtern so viele schlaflose Nächte macht.

Dieser Skizze kann ich die Versicherung hinzufügen, daß ein von dem Schriftsteller Boz hochgefeiertes und dadurch unsterbliches Geschlecht in England noch immer würdig vertreten ist. Wäre dem verehrten Leser bei einem etwaigen Ausfluge dahin ein Mann begegnet, von gezehtem Alter, etwas auffallender Toilette, bei der die Sorge für die Gesundheit noch mit einigen Resten von Eitelkeit zu ringen scheint, prozessionsmäßigem Gange, würdevoller Haltung, nur gelegentlich unterbrochen durch etwas überraschende hier und da unverantwortliche Gestikulation oder sonstige Leibesbewegungen, häufig auch mit offenem, nur vor Erstaunen oder Schrecken sich schließenden Munde, findet er dann bei näherer Bekanntschaft, daß derselbe, trotz einem gewissen Quantum von Verstand, doch nicht selten eine Idee für die andere und das unendlich Kleine für das unendlich Große zu nehmen pflegt, daß er voller Umständlichkeit, voller Empfindlichkeit, dabei herzensgut, jovial und gesellig ist — so darf er sich rühmen, in der Gesellschaft eines jener seltenen Männer gewesen zu sein, deren Eigenschaften man so gern wegen ihrer Fehler gelten läßt, die aber besonders ein Verdienst haben, welches wenigstens für Freunde unschätzbar ist, nemlich nicht allein sehr ehren-, sondern auch höchst spaßhaft zu sein. Ein Pickwick — denn Niemand anders ist der begabte Fremde — wird also nicht Jeder, der will; ein Pickwick ist oder ist nicht; ein Pickwick gedeiht auch nur in den Zeiten des Friedens; doch wirbeln die Trommeln und fliegen die Schrapnell's, so fliegt auch Pickwick in alle Welt. Aber wozu der Worte über ihn! Ein Pickwick muß gesehen und ist's euch möglich, gehört werden; Unbegriffen erscheint er eine Sphinx, aber auch begriffen, bleibt er noch unerklärlich interessant.

Die Gemüthlichen.

Eine Skizze in zwei Kapiteln.

Zweites Kapitel.

Agnes wird nicht müde, die Beiden auf die Schönheiten der Natur, auf die üppige Pracht des Frühsommers aufmerksam zu machen. Bald zeigt sie jauchzend eine mit Blüthen übersäete Staude, bald eine schlanke blühende Rebe, bald eine dunkle Laube, an deren grünem Blätterdach zahllose Blüthen prangen. Sie findet tausend interessante Dinge und trägt kein Bedenken, der rothen Bohnenblüthe eine eben so lange Lobrede zu halten, wie dem stolzen Heliotrop.

Gustav geht schweigend neben ihr: Emil aber liebäugelt mit allen Blumen, giebt allen sinnige Beinamen, streichelt und liebkost sie und erschöpft seinen ganzen Vorrath bewundernder Ausrufungen. Endlich bleibt er stehen, steht Gustav ärgerlich an und sagt: „Dir scheint Alles kalt und reizlos. Dieser Garten mit seiner bunten Blumenpracht ist Dir eben so gleichgültig wie ein Brachfeld.“

„Du Narr,“ erwidert Gustav, „was kümmert Dich das? Schwärme Du in Deiner Blumenwelt und sauge aus jeder Blume Honig, versüße Dir Dein Dasein, so viel Du kannst: aber verlange nicht von mir, daß ich mir meine Welt aus Staubfäden und Blüthenfasern bilde.“

„Still, Schwäger!“ ruft Agnes. „Was wissen Sie von der Natur? Kennen Sie denn den großen Geist, den wir Natur nennen, der uns aus jeder Blume anblickt, den wir in jeder Frucht schmecken, der uns aus jedem Blüthenfeld entgegenduftet, dessen wunderbare Sprache wir tausendfach vernehmen, im Summen des Käfers wie im Brüllen des Donners, im Gezirp der Grille, wie im Rauschen des Waldes, den wir allenthalben fühlen und empfinden.“

„Gut, ich will Ihnen meine Unwissenheit gestehen. Desto besser, kenn' ich doch den menschlichen Geist!“

„Nein, auch den kennen Sie nicht. Welches Interesse, frag' ich Sie, nehmen Sie z. B. an der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, dem Leben?“

„Eine aufdringliche Frage! — Lassen Sie mal sehen! Zuerst: Wissenschaft! Was ist das? — Die Wissenschaft muß frei sein... ist sie denn frei? Nein, sie ist eine Magd der Kirche, eine Dienerin des Staats. Reden wir nicht von ihr! — Weiter: Kunst! Aber diese ist doch frei? — Die Architektur wird vom Staate bezahlt, die Skulptur desgleichen; die Malerei kasteiet sich wegen einiger historischer Traditionen und läßt von der Kirche sich gängeln; die Musik verkauft sich für ein Glas Champagner, für ein Bravorufen und Händegeklatsch der Aristokraten, für ein Paar Heller aus dem Kirchenfäkel der Kirche; die Poesie ist geächtet und verbannt, ausgenommen, wenn sie von dem „großen Geist“ singt, „den wir Natur nennen,“ oder wenn sie der Herrschaft zu Ehren die Böller in die blaue Luft donnern, die Glocken läuten und die Trommeten schmettern läßt. Die Kunst... reden wir nicht von ihr! — Nun vollends die Literatur, dieses Meisterstück der Censur! Reden wir nicht von ihr! — Ei, nun bleibt noch das Leben übrig. Ja, ja: da haben wir erstens den Marokkanischen Feldzug, zweitens den Verein der Nicht-Gutabnehmer, drittens die Differentialzölle, viertens die Eisenbahnen. Schön. Reden wir nicht vom Leben!“

„Ei, was bleibt denn da übrig?“

„Alles: Ich, Sie — der Mensch!“

„Hörst Du wohl, Schwester? Das ist nun wieder so eine Redensart, die uns verblüffen soll. Als ob der Mensch, der ganz bestimmte Mensch übrig bleiben könnte, wenn ich alles das geleugnet habe, was den Menschen zum Menschen macht. Dieser übrigbleibende Mensch ist ein Ungeheuer, eine Bestie oder ein Gott, mit einem Wort: es ist der Frivole.“

„So ganz Recht hast Du denn doch nicht, sagt Agnes. Gustav erklärt ja, er wolle die Natur nicht antasten — und könnte er's wohl? Es bleibt also der Mensch als Natur-, als Gattungswesen stehen. Fast besfreund' ich mich schon mit Gustav's Hypothese. Denn die Natur ist's ja, die den Menschen zum Menschen macht: sie läßt ihn sich frei entwickeln, sie macht ihn frei und gleich. Die Natur wird die Krankheiten des Menschengeschlechts heilen, sie wird allen Leiden ein Ende machen und nach einer neuen Geistes-

entwicklung den freien und glücklichen Menschen wieder selig an ihr Mutterherz schließen. Freund, meinen Sie's so, haben Sie diese kühne Vorstellung: so sag' ich Ihnen die noch kühnere: Nicht Studium war's, was Demosthenes zum großen Redner machte, sondern die Natur; nicht die Wissenschaft war's, die Columbus eine neue Welt entdecken ließ, sondern die Natur; nicht die Revolution war's, die Napoleon zum großen Feldherrn, zum mächtigen Cäsaren bildete, sondern die Natur.“ —

„Das ist die kühnste Weise, in sein Gemüth hinein zu phantastren, daß man an die Stelle des Denkens die Natur setzt, sagt Gustav nach einer Pause. Irgendwo z. B. zeigt sich ein Abgrund, eine Kluft; was wird's schaden? Kann ich nicht wie ein Vogel darüber hinwegfliegen: so kann ich doch wenigstens mit einem Sprung darübersetzen, und zeigt sich endlich eine unüberschreitbare Grenze: so fehr' ich um, weil's Natur so will. Das ist die eigentliche Gemüthsträgheit, die sich noch Wunder wie sehr brüstet mit ihrer Courage und Kühnheit. Gemüthlich ist es, in die süßen Schauer der Natur sich zu versenken, in das Pflanzenleben sich hineinzuleben, mit Conchylien zu plaudern, mit Schmetterlingen zu schäkern, in den Stimmen der Vögel eine Offenbarung des eignen Innern zu hören, in den dunkeln Naturmächten seine Götter zu finden: aber Ihr mögt mir's auch nicht übel nehmen, wenn ich diesen Pflanzenschlaf des Gemüths langweilig finde und lieber offenen Auges wandeln will, als schlummern und bloß pflanzenartig fühlen, wie Nachtschatten und Mimose.“

„Jetzt hat er alle Trümpfe ausgespielt und glaubt uns nun gänzlich besiegt zu haben. Es fehlte weiter nichts, als daß Du noch ein wenig von Menschenwürde, Gesinnung und allgemeinem Wesen gefaselt hättest. Auch würde es nichts geschadet haben, wenn Du auf die Rohheit der Empfindung und den Egoismus des Gemüths geschimpft hättest.“

„Fast scheint mir Emil Recht zu haben, sagt Agnes, wenn er meint, es laufe am Ende Alles in die winzige und eitele Persönlichkeit des Frivolen zusammen und dieser bilde sich ein, er sei der Mittelpunkt des Weltalls. Ei, das wäre ja

die kühnste, gewaltigste Phantasie, zugleich aber auch der phantastischste Unsinn, der sich einbildet, durch ein Paar Redensarten Berge versetzen, das Meer austrocknen und Alles, was ihm mißfällt, kopfüber kopfunter in die Hölle der Vergangenheit stürzen zu können. Das wäre ja auch der vollständigste Egoismus des frivolen Gemüths, ein wahrhaft sülziger und schmutziger Egoismus, der in seiner Habgier Alles zusammenrafft und in seine Tasche steckt. — Nicht so wie etwas wirklich existirt in seiner Schönheit und Häßlichkeit, in seiner Vollkommenheit und seinem Mangel, soll es bestehen und bleiben, sondern wie Ihr Egoismus, Ihr Ich, das Sie zu Ihrem Gott gemacht haben, das Ding sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen will.“

„Am Ende wird der Gesunde für den Kranken, der Sehende für blind, der Vernünftige für verrückt gelten. Ist's doch schon so weit gekommen, daß ich für den Gemüthlichen gelte, der sich einen Götzen gemacht hat, dem er Alles zum Opfer bringt, was ihn unangenehm berührt.“

„Du bist in der That Dein eigener Götze, sagt Emil. Nicht Gemüthlichkeit ist's, was Dich treibt, Dein Auge vor Dingen zu verschließen, die Dir lästig sind, mit denen Du nichts zu schaffen haben magst, sondern Eitelkeit, leerer Dünkel. Spricht man Dir von den substantiellen Mächten der Sittlichkeit, welche die Welt erhalten: so lachst Du und sagst, über solche Dinge seiest Du längst hinaus: dergleichen seien für Schulbuben da. Redet man von der Ehe: so zuckst Du mitleidig die Achseln; sagt man, die Familie sei die eigentliche Sphäre der Sittlichkeit, der Grundpfeiler der Religion, das Fundament des Staats: so lächelst Du spöttisch, und zeigst auf Ehebruch, schlechte Kindererziehung, Verführung der Kinder durch die Eltern, auf die Tyrannei der Väter und die Kuppelsucht der Mütter: aber Du sagst zugleich, auch dies sei Dir gleichgültig: denn es gehöre ja doch nur zu dem einen großen Kothhaufen, den man Civilisation nenne. Und dann schwagest Du von den neuen Menschen, die Du aus Deinen Lenden erzeugen willst und von einem Utopien, wo die ganze Menschenmasse vollständig organisiert sein wird. Lenkt man endlich Dein Auge auf den Staat:

so polterst Du gleich ein Duzend Redensarten hervor und hältst einen salbungsvollen Sermon, der damit endet, daß Du wieder Dein Utopien aus der Tasche holst und mit pretiöser geheimnißvoller Miene auf dasselbe hindeutest. Und daß sage ich Dir, wenn Du erst einmal älter und gefesteter geworden bist, dann wirst Du Dich einem Laster, einer schmutzigen Leidenschaft ergeben, um Deine grenzenlose Verstimmung nur einigermaßen zu vergessen. Freilich wirst Du dann wieder sagen: Was thut's, daß ich wie ein wildes Thier lebe? Es herrscht ja überall nur Eine Gemeinheit, nur Eine Niederträchtigkeit.“ —

„Wie bitter und ironisch der Gemüthliche wird, wenn er sich an seinem Erbfeind, dem Verstand, reibt! Bete Du zu Deinem Bözen, staune die unbegreiflichen Wunder an, die Dein eigener Verstand fortwährend bezweifelt, schwelge in den zarten, süßen Gefühlen und richte Dir das Leben ein nach Deinem Belieben, und zwar so, daß Dein Hartgefühl nicht allzu sehr von der rohen Wirklichkeit beleidigt wird: aber maße Dir kein Urtheil über die Dinge und die Menschen an, von denen Du nicht mehr verstehst, als ein neugeborenes Kind.“ —

„Ei, Sie Neunmalfluger, wonach beurtheilen Sie denn Menschen und Dinge? — —“

Agnès erhielt keine Antwort auf ihre Frage: denn Gustav war schnell hinweggegangen und man sah seine wohlgenährte Gestalt bereits am äußersten Ende des Baumgartens verschwinden.

Kossuth's Abschiedsrede an die Magyaren,

gehalten in Orsova (an der ungarischen Grenze) am 15. August 1849.

Vaterland! Heimath der Magyaren! Gott mit dir, Land aller Leiden. — Die Spitze deiner Berge kann ich nicht mehr sehen, ich kann nicht mehr mein Vaterland nennen diesen Boden, wo ich Gerechtigkeit und Freiheit aus der Brust meiner Mutter sog.

Vaterland! kannst du dem verzeihen, der für dein Wohl gekämpft hat, und jetzt gezwungen ist, ferne von dir heimathlos herumzuirren? Kannst du mir verzeihen, jetzt, wo ich von deinem Boden nur so viel frei nennen darf, um niederknien zu können mit den Meinigen und einigen treuen Söhnen des gestürzten großen Landes?

Vor mir liegst du, vielgeliebtes Vaterland, hinter mir eine ungewisse Zukunft nur.* Deine Berge und Thäler sind mit rothem Blut besetzt, welches die Verwesung unbarmherzig in Schwarz verwandeln wird, als Trauerzeichen für die Siege, die deine Söhne mit ihrem Blute errungen haben über die Feinde, welche deinen heiligen Boden entweihten und mit Füßen traten.

Welch andächtige Gebete treuer Herzen erhoben sich nicht zu dem Allmächtigen!!

Du Boden! du gegen Gottes Willen aus seiner Lage gerückte Scholle! Der Thränen Milliarden ergossen sich in die Tiefe, um selbst die Hölle um Erbarmung anzusehen, und wie viel Blut mußte fließen, um die Behauptung zu besiegeln, daß der Magyare sein Vaterland liebt, und daß er für dasselbe zu sterben im Stande ist!

Und dennoch bist du ein Sklave geworden, mein theures Vaterland, dein Boden wird aus den Tiefen seines eigenen Innern eiserne Ketten schmieden für deine Söhne und fesseln Alles, was heilig, und entfesseln Alles, was entheilend ist.

Mein Gott! wenn Du dein Volk liebst, welches Du in so vielen Kämpfen unter unserm heldenmüthigen Arpad siegen liehest, dann bitte ich, dann flehe ich zu Dir, erniedrige es nicht.

Vaterland! siehe! auf der letzten Hufe deines Bodens, in der größten Verzweiflung spreche ich zu dir, verzeihe mir, denn unzählige deiner Söhne versprigten ihr Blut für dich und für mich. — Ich war dein Führer, ich unterstützte dich, als man auf dein Loos mit blutigen Lettern das Wort: Vernichtung schrieb. — Ich ergriff das Wort, als man dir zurief: Werde ein Sklave. — Ich habe das Schwert umgürtet und die Feder in Blut getaucht, als man be-

* Man muß sich Kossuth mit dem Gesichte gegen Ungarn, den Rücken der Türkei zugewendet denken.

Anmerk. des Uebersetzers.

hauptete: Du seiest keine Nation in dem Lande der Magyaren.

Die Zeit enteilte mit Riesenschritten, mit schwarz und gelben Buchstaben zeichnete die wilde Vertilgung den Tod in das Buch deiner Geschichte, um es zu besiegeln, berief sie den Koloß des Nordens, damit das Siegel um so tiefer eindringe in das Wachs, welches nur vom milden Osten* gelöst werden kann.

Siehst du, Erde! du empfängst so viel Blut, daß für dich kein Erbarmen mehr ist, denn auf den Leichenhügeln, wo die Gebeine deiner Patrioten aufgehäuft liegen, wird Tyrannei und rohe Willkür ihr fluchwürdiges Brot schneiden.

Siehst du, Erde! die du Magyaren nährtest aus deiner überschwenglichen Fruchtbarkeit (wörtlich: aus deinem Fette), es kam gegen dich, es kam der Landesverräter, und er hat dein Dach gleich gemacht dem Boden, der die blutigen Gebeine deiner armen Vaterlandsvertheidiger bedeckte. Man riß die einzige Hülle von ihnen herab, — jene Hülle, o Land! die du uns aus blutgetränkten Sandkörnern so verschwenderisch statt des Purpurs gegeben. Du aber, geliebtes Vaterland! theure Nation, jetzt Heimath der Sklaverei, alles dies hast du ertragen, erduldet, und hast dein Schicksal nicht verflucht, weil in deinem Herzen die gefürchteten Schrecknisse von der Hoffnung verdrängt wurden.

Magyaren! meine Nation, wendet nicht Euer Angesicht von mir, meine Thränen fließen ja noch jetzt um Euch, und die Erde, die unter meinen Füßen zusammenstürzt, nennt man ja noch immer ungarische Erde. Verzeiht mir; noch auf ungarischem Boden spreche ich so bewußtlos zu Euch, denn Ihr seid nicht mehr meine Landsleute, ich bin nicht mehr in Eurer Kreise; kann nicht mehr zu Euch Ungarn ungarisch reden. Du gingst zu Grunde, treueste aller Nationen; du fielst, weil du dich selbst gestürzt. Nicht die Waffen der gegen dich heranstürmenden Feinde haben dir dein Grab bereitet, nicht die von vierzehn

* Obgleich wir den Sinn dieser Worte nicht verstehen, glaubten wir doch in der Uebersetzung die Worte nicht ändern zu dürfen, vielleicht soll es heißen: Westen statt Osten.

Stämmen gegen dich gerichteten Geschütze haben deine Liebe zum Vaterlande erschüttert, nicht der über die Karpathen hereinbrechende fünfzehnte Feind zwang dich, deine Waffen wegzuworfen; nein — leider wurdest du verrathen, verkauft, mein Heimathland; es war dein Todesurtheil schon vorher gesprochen, und dies alles durch jenen — hätten doch meine kühnsten Gedanken eher an Gottes Dasein gezweifelt, als nur im Entferntesten den Glauben an den Verrath dessen aufkeimen lassen, in dessen Hände vor wenigen Tagen noch die Regierung des großen Ungarlandes gelegt und der geschworen hat, es bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Er ward zum Landesverräter, weil ihm die verführerische Farbe des Goldes lieblicher schien, als die jenes Blutes, das aus Tausenden von Herzen geflossen war, zur Rettung des theuren Vaterlandes; das werthlose Erz war ihm theurer, als sein Gott, sein Vaterland, welche er und welches ihn in seiner teuflischen Verbindung verlassen hat.

O meine Nation, Ungarn! Klaget mich nicht an, denn ich war gezwungen, diesen Mann auszuwählen und ihm meine Würde zu übergeben; er besaß das Vertrauen der Nation, die Liebe der Armee, und errang sich eine Stellung, auf die ich selbst stolz gewesen wäre.

Und dieser Mann war es, der das Vertrauen der Nation mißbrauchte, sie in ihren Hoffnungen betrogen und die Liebe des Heeres mit Haß vergolten hat. Dein Fluch für ihn, ungarisches Volk; fluche der Brust, die nicht versiegte, als sie ihm zum ersten Male Lebenskraft reichte. Ich liebe dich, treuestes Volk von Europa, so wie ich die Freiheit liebte, für die du so tapfer kämpfst. Der Gott der Freiheit wird euch deshalb nicht aus seinem Gedächtnisse streichen, — sei gesegnet für ewige Zeit!

Deine Zukunft ist eine tiefe Hölle, deren sündigen Boden die Stämme Albions von der Buße reinigen werden, und diese Zukunft habe ich hervorgezaubert.

Ich setze nicht mein Vertrauen in die täuschenden Versprechungen einer eitlen Nation, ich baue nicht auf Luftschlösser meinen

Wunsch: daß du frei werdest, heldenmüthigste der Helden-Nationen — oh! es ist so schön, wenn frei ist der Held!!

Meine Grundsätze waren nicht die des Freiheitsforschers Washington, meine Thaten tragen nicht den Charakter derer Wilhelm Tell's; ich wünschte eine freie Nation, so frei wie nur Gott den Menschen hätte schaffen können; und du starbst dahin, wie die Lilie stirbt, um im folgenden Jahre durch frische Sprossen gestärkt, neue Blumen zu treiben; du starbst, dein Winter ist hereingebrochen, doch wird er nicht so lange dauern wie der Winter jenes dir befreundeten Volkes, welches unter der eifigen Luft Sibiriens dahin fliehet.

Nein, fünfzehn Stämme werfen den Grabeshügel über dich auf; aber ich werde kommen, gefolgt von den Hunderttausenden des sechszehnten freien Stammes, um ihn abzutragen.

Sei getreu bis dahin, wie du es immer warst, und halte dich an die Worte der heiligen Schrift; bete das Vaterunser des Todes, singe die Sterbepsalmen, und erst dann lasse deine Nationallieder ertönen, wenn du an deinen Grenzen die mächtigen Kanonen Albions wirst donnern hören. —

Ich gehe, ich führe mit mir jene Schätze, die du so treu durch Jahrhunderte bewahrtest, für welche du so viel Blut geopfert, um sie auf solche Häupter zu setzen, die dir verboten zu leben, und die in Gottes Rechte eingriffen — denn Gott sagt: ich habe den Menschen zur Freiheit ge-

schaffen — jene aber sagen: wir wollen ein Volk sehen, in Sklaverei hinziehend. —

Aber Du, langmüthiger Gott, weißt, was Du thuest, wenn Du auch jetzt Dein Angesicht von uns wendest.

Und du, meine Nation! es sei mit dir die Erinnerung Gottes und seiner Freiheitengel, — Magyaren! flucht mir nicht; stolz könnt ihr sein, haben sich doch, um die „Rebellen“ zu besiegen, Europa's Löwen erheben müssen. — Ich werde Euch als Helden der Welt vorführen, und es werden unterstützen die freien Völker die freieste aller freien Nationen. —

Gott mit dir, Boden, wo so viel Patriotensblut geflossen, verzeihe mir, wenn ich gegen dich gesündigt habe. Diese Blutspuren dürfen nicht verwesen, sie sollen als Denkmale einem Volke gezeigt werden, welches dich liebt. —

Gott mit dir, junger König der Magyaren, vergesse nicht, daß das Volk nicht dein, die Krone, mit welcher die heldenmüthigen Könige auf dem Throne saßen, nicht auf deinem Kopfe ist, denn ich trage selbe mit mir wie mein Herz, welches für meine Nation nie aufhören wird zu schlagen.

Gott mit dir nochmals, junger König, vergesse nicht: daß die Nation nicht um deinetwillen da ist, und — mit Gott — hoffe ich Gelegenheit zu haben, dir auf den zerstörten Mauern Buda's dies zu beweisen.

Der allmächtige Gott der Völker segne dich, mein Volk. — Glaube, hoffe und liebe. —

F e u i l l e t o n .

Berlin. Beim Kriminalgericht ist jetzt ein kurioser Betrugsfall zur Entscheidung gelangt. Ein Brautpaar wurde, als es sich beim Prediger zum Aufgebot meldete, angehalten, weil diesem der Taufschein der Braut gefälscht schien. Eine nähere Recherche ergab denn auch wirklich, daß die Braut eigenhändig sich einen Taufschein geschrieben, sich darin 11 Jahr jünger gemacht als sie wirklich ist, und das Siegel des richtigen Taufscheins abgelöst und auf den falschen geklebt hatte, um so die Fälschung glaublicher zu machen.

Als Grund giebt sie an, daß sie ihrem Bräutigam bisher ihr wahres Alter verschwiegen und geglaubt habe, er würde sie nicht heirathen, wenn er erfahre, sie sei 11 Jahre älter, als sie sich ausgegeben. Die Staatsanwaltschaft soll zweifelhaft sein, ob hier nur eine im Gesetz sehr milde bedachte Fälschung von Legitimationspapieren zum bessern Fortkommen, oder ein wirklicher kriminalrechtlich strafbarer Betrug vorliegt. Wenn man erwägt, daß der Mann hat in den Glauben versetzt werden sollen, er erhalte eine junge Frau,

während er doch nur eine alte erhielt, so scheint hier wirklich das letztere schwere Verbrechen vorzuliegen.

* * Die Kreuz- und Galgen-Zeitung macht sich über die Abwesenheit von Deputirten, in den nicht alles Scham- und Rechtsgesühl erstorben, bei dem Mahle zu Ehren (!!) des Ministeriums der Wahrheit und Menschenwürde zertretenden That in Knittelversen auf folgende Art lustig:

Das Gastmahl der Girondisten.

(Frei nach Upland und Rodier.)

Beckerath saß heut zu Tisch,
Bei Sauerkraut und Würsten,
Auch gab es manchen salz'gen Fisch,
D'rauf Wenzel'n sehr that dürsten.
Da sprach von Grefeld Beckerath:
O könnt' ich sie kuranzen —
Ich möcht', wie ich in Frankfurt that,
Verwalten die Finanzen!
D'rauf hub das Glas mit Ungarwein
Von Ratibor Herr Wenzel:
Ich möchte schon Justiz wohl sein,
Hopp! Simons, schnür' Dein Ränzle!
Camphausen's Rudolf sprach beim Mahl
Voll edelmüth'ger Schwäche:
Mich reut so sehr die Kopfsahlwahl,
Daß ich sie gern zerbrähe.
Drum muß ich bald Minister sein,
Sonst wird sie so zertreten,
Und alsdann wär' mein Ruhm nicht fein
Bei den Geheimeräthen.
Der dicke Dyhrn, der schlug an's Glas:
Der Hansemann soll leben,
Der Mann versteht's Regieren haß,
Der kennt kein fruchtlos Streben.
Hurrah, hurrah, mein Hansemann,
Wüßt' ich wie Du zu schneiden,
Die Grafenkrone segt' ich d'ran
Und würde ganz bescheiden!
So sprachen sie in Mielsenz' Saal
Und tranken aus dem Vollen —
Ging Keiner zum Ministermahl
Und Keiner kam zu Krollen!

Verfasser sind, wie man sich erzählt, Minister von Manteuffel und ein noch über demselben Stehender. —

* * Baron Rothschild soll den König von Preußen gebeten haben, sich künftighin Schwarzweißschild heißen zu dürfen.

Boston. Bekanntlich ist dem Amerikaner durch die Verfassung das freie und uneingeschränkte Vereinsrecht gewährleistet, und er bedient sich dessen zu legalen politischen Zwecken im allerumfassendsten Maße. Bei Anregung irgend einer

wichtigen politischen oder administrativen Frage versammeln sich die Bürger auf das Eifrigste zur Besprechung; aber permanente Klubs existiren dort nicht. Nicht als ob man sie nicht kenne; im Jahre 1793 kamen sie als ein Geschenk von Frankreich hinüber und rasten im Style der Jakobiner mit seltenem Ungeflume durch das ganze Land; aber bald erkannte der politisch reifere Sinn der Amerikaner das Gefährliche und Unsitliche dieser Vereine; die Sitte verstieß sie und sie hörten auf. Nicht daß sie verboten worden wären, sie kamen nur aus der Mode, und kein Mensch besucht sie mehr bis auf den heutigen Tag.

Köln. Die Kölnische Zeitung schreibt: „Von mehren Seiten gehen uns Gedichte zu, welche die Entrüstung wider das kaiserlich königliche schwarzgelbe Scheusal Haynau eingegeben hat, und wenn wir auch nicht den Raum haben, sie unseren Spalten einzuverleiben, so ist es doch eine wohlthuende Erscheinung, daß die Herzen der Dichter wenigstens das alte Feuer für Recht und Freiheit nähren und einen Funken lebend erhalten, an dem sich denn leider wahrscheinlich auch über kurz oder lang eine großartige Lohe entwickeln wird. War doch auch der einzige Mann, der auf dem ganzen Continent in all' den jetzt tagenden Kammern die Scheußlichkeit der österreichischen Regierung vor Europa mit dem rechten Namen zu brandmarken wagte, ein Dichter, Victor Hugo. Baron Haynau wird sich freilich darüber trösten. Hat ihm doch Seine Hoheit der Kurfürst von Hessen-Kassel so eben das Großkreuz des hessischen Ordens übersandt, zur Belohnung seiner Thaten und zugleich wohl auch zur Beförderung des so rührenden Vertrauens der guten Deutschen auf ihre Fürsten!“ — Das sind sehr rechtliche Worte von Herrn Brüggemann. Warum ist dieser aber so kleinlaut gegen königl. preussische Scheusäler? Diesen huldigt die Kölnische sogar oft in tiefster Untertänigkeit. Warum? — Das Geschäft bringt es so mit sich. —

Madras. Hier ist kürzlich ein alter Hagestolz gestorben, der seiner Vaterstadt Dumfries in Schottland 1000 Pf. St. vermacht hat. Die jährlichen Zinsen davon sollen in fünf Theile vertheilt werden. Ein Fünftel derselben soll der schlankesten und ein Fünftel der kleinsten, ein Fünftel der ältesten und ein Fünftel der jüngsten Frau, die sich im letzten Jahre verheirathet haben, zu Theil werden, und für das letzte Fünftel sollen Specereiwaaaren gekauft und diese unter die Armen des Kirchspiels vertheilt werden.

Stettin. Die Zeitungen bringen dieser Tage die Nachricht, man habe die Lage Kinkel's gemildert. Worin diese Milderung besteht, wollen

wir hier kurz mittheilen: Kinkel bekam bei seinem Eintritt in Naugart ein Spulrad, das alt und untauglich war. Da er damit nicht arbeiten konnte, so hat man ihm ein anderes Rad gegeben. —

Wien. Neue Grundrechte des deutschen Volkes. (Nach dem Entwurfe der Dreikönigsverfassung.) Dem deutschen Volke sollen die nachstehenden Grundrechte feierlichst gewährleistet sein. Sie sollen den Verfassungen der deutschen Einzelstaaten zur Norm dienen, und keine Verfassung oder Gesetzgebung eines deutschen Einzelstaates soll dieselben je aufheben oder beschränken können. Artikel I. Jeder Deutsche hat das Recht, in jedem deutschen Lande geboren zu werden, so weit dies Recht nicht durch die bestehenden Gesetze beschränkt wird. Art. II. Jeder Deutsche hat das Recht, sich in seiner Heimath oder sonst irgendwo aufzuhalten, sofern ihm nicht von Staatswegen ein besonderer Aufenthalt angewiesen wird. Art. III. Alle Standesrechte sind abgeschafft. Die Standesrechte bestimmt ein besonderes Gesetz. Art. IV. Jeder Deutsche hat das Recht, sich in Gedanken zu ergehen. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieses Rechts begangen werden, sind nach den Gesetzen zu bestrafen. Art. V. Jeder Deutsche hat das Recht, eine Religion oder keine zu haben. Verbrechen und Vergehen, welche durch die Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen. Art. VI. Jeder Deutsche hat das Recht, sich durch Betrachtung und Anschauung der Natur selbst zu unterrichten. Art. VII. Jeder Deutsche hat das Recht, sich friedlich und ohne Waffen auf die Straße zu begeben, soweit dies ohne Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit stattfinden kann. Art. VIII. Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der noch zu erlassenden Gesetzesvorschriften einen Verein unter sich zu bilden. Art. IX. Jeder Deutsche hat das Recht, Eigenthum zu besitzen; einem Mißbrauch dieses Rechtes wird durch ein Steuergesetz vorgebeugt werden. Art. X. Jeder Deutsche hat das Recht, hinter Schloß und Riegel versorgt zu werden. Art. XI. Jeder Deutsche hat das Recht zu winseln, insoweit die einzelnen Gesetzesvorschriften nicht entgegenstehen. Art. XII. Niemand soll einen Deutschen daran hindern können, mit dem Schweif zu wedeln, so viel er will. Art. XIII. Jeder Deutsche

hat das Recht, in den durch die Gesetze bestimmten Formen Hungers zu sterben. (Punch.)

* * * Wer sich in klarem Spiegelbilde rasch eine Anschauung von jenem Völker- und Staatenconglomerat machen will, welches man die österreichische Monarchie nennt, der nehme die erste Nummer des „Oesterreichischen Reichsgesetzblattes“ zur Hand. Es ist eine Polyglotte, welche schon als solche die Aufmerksamkeit und Beachtung der Welt verdient. In Groß-Quart-Format, auf schönem Papier gedruckt, sehen wir neben einander ein und dasselbe Gesetz in zehn landesüblichen Sprachen, hier in deutscher, dort in russisch-griechischer, dort in lateinischer oder cyrillischer Schrift. Die zehn Sprachen, in welchen das Gesetz verkündet wird, sind folgende: 1) in deutscher (Schrift, deutsch und lateinisch), 2) in italienischer (Schrift, lateinisch), 3) in magyarischer (Schrift, lateinisch), 4) in böhmischer als zugleich mährischer und slovakischer Schriftsprache (Schrift, lateinische Lettern mit dem Punktationssystem), 5) in polnischer (Schrift, lateinisch), 6) in ruthenischer (Schrift, cyrillisch), 7) in slovenischer als zugleich wendischer und frainerischer Schriftsprache; 8) in serbisch-illirischer Sprache (Schrift, serbische Civiilschrift) für Serbien und die Bacška, 9) in serbisch-illirischer Sprache (Schrift, lateinische Lettern) für Kroatien und Slavonien, 10) in romanischer (moldauisch-wallachischer) Sprache (Schrift, lateinisch). — Es sind jedoch zur Bequemlichkeit zehn Arten von Ausgaben veranstaltet; die erste hat den deutschen Text fortlaufend auf beiden Seiten in deutschen Drucklettern, und dann den Text in den 9 genannten Sprachen; jede der andern 9 Ausgaben aber hat den deutschen Text auf der rechten Seite in lateinischen Drucklettern, auf der linken aber gleichlaufend den Text in einer der 9 Sprachen und den ihr eigenthümlichen Schriftzeichen.

* * * Gegenseitige Unzufriedenheit: Bettelvogt: Aber Hansl, Du verfluchter Kerl, Du treibst es doch gar zu arg, ich mag im Wirbshaus dasitzen, wann ich will, immer muß ich Dich in's Betteln daherkommen sehen. — Hansl: Ja, Herr Vogt, mir geht's just so, wie Ihna, i mag betteln herkumma, wann i will, immer muß i Sie dasitzen seh'n, Sie treibens doch gar zu arg!

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.